Breslauer Kreis-Blatt.

Erster Jahrgang.

Sonnabend, №. 49. den 6. December 1834.

Kurrende.

Sofort und Angesichts dieses, haben die Ortsgerichte die Nachweisungen über die diesjährige Tabacks-Erndte hierher einzureichen, und muß diese Einreichung in den künftigen Jahren bis spätestens Mitte September erfolgt sein, was in den Termin-Tabellen zu vermerken ist. Von denjenigen Ortsgerichten welche die Tabacks-Nachweisungen nicht binnen 3 Tagen eingesendet haben, werden solche mittelst expresser Boten auf ihre Kosten eingeholt werden.

Breslau den 20. November 1834. Königlich Landräthl. Amt.
G. Königsdorff.

Christoph von Reisewitz auf Alzenau, genannt der schwarze Christoph.

Unzählig waren die schlimmen Folgen, welche sich Schlesien durch seine Kämpfe mit den Hussiten und durch seine bereitwillige Unterwerfung unter den harten Scepter des König Mathias zugezogen hatte. Auch als dieser endlich gestorben war und unser Vaterland unter der Herrschaft des eben so gutmüthigen und frommen, als schwachen Wladislaus von Polen sich zur früheren Höhe des Wohlstandes und Bürgerglückes zu erheben begann, konnten die tiefzerrütteten Kräfte, durch innere krankhafte Zustände auch jetzt noch gehemmt, nur sehr langsam erstarken. So wie nämlich die ersten Regungen des Friedens nach einem langen Kriege immer durch das seiner Dienste entlassene Kriegsvolk bedroht werden, welche an des Krieges wilde Lust und Müßiggang gewöhnt, des Friedens mühevollen Broderwerb hassen und durch Völlerei und Beutelust das allgemeine Wohl gefährden. So waren auch damals alle kleineren und größeren Ritter, welche in den ewigen Kämpfen und Verheerungen Schlesiens ihr eigenes Interesse ausgezeichnet gefördert sahen, wenig geneigt, das ihnen so reichen Lohn ärndtende Schwert mit dem mühe- und schweißbringenden Pfluge zu vertauschen. Selbst der höchste Adel verschmähte es nicht, den kleinen Krieg gegen die Städte und vor allen gegen Breslau fortzusetzen. Beutelust und Hang zum Müßiggang übertäubten die Stimme der Ehre, und so kam es, daß keine Straße mehr sicher war, kein Kaufmann ohne zahlreiche Bedeckung die wieder eröffneten Märkte besuchen konnte, des Mannes sicherster Schutz an seiner linken Hüfte und im starken Arm und die Städter sich mit frischen Söldnern und neuen Galgen gegen die Räuber und Droher versehen mußten. Fast wöchentlich brachte man gefangene Landesbeschädiger nach Breslau ein; die Ritter wurden in den Sporen gehängt und ihre Knechte auf das Rad gelegt, wogegen sich jene wieder durch die unmenschlichsten Grausamkeiten, Hand und Bein abhauen ꝛc. an den Gefangenen der Städter rächten. Unter diesen, dem Bürgerwohle so hochgefährlichen Männern verdient ganz besonders der Raubritter und Landesbeschädiger Christoph von Reisewitz auf Alzenau, wegen seines schwarzen

Bart- und Hauptthaares der schwarze Christoph genannt, unsere Aufmerksamkeit. Eben so listig als persönlich tapfer, eben so rachsüchtig als großmüthig, enthält das Leben dieses Mannes Züge des widersprechendsten Charakters und ist ein Gemisch ungeheurer Verirrungen und hoher Mannestugend. Durch die rohe Sitte seiner Zeit, welche den größten Werth des Ritters in die Stärke seines Armes und die Macht seiner Vasallen legte, verbildet, durch den fast allgemein sanctionirten Gebrauch der Edlen, auf fremde Kosten zu leben, gewöhnt in Raub und Plünderung ungestraft das Recht des Stärkeren über den Schwachen zu üben, hatte er längst den Warner in seiner Brust übertäubt und die fürchterliche Macht der durch Erziehung und Umgebungen gestärkten Gewohnheit ließ den, mit seltenen Kräften des Geistes und Körpers Ausgerüsteten zu einer Geißel der menschlichen Gesellschaft werden, welche diese endlich mit Abscheu zerbrach. Von seinem festen Schlosse Alzenau aus trieb er Jahre lang mit seltenem Glück und unbeschreiblicher List das Geschäft der Freibeuterei, welches er besonders auf die Gefangennehmung vornehmer und reicher Männer ausdehnte, die sich dann mit hohem Lösegeld auskaufen mußten. So nahm er einst den Breslauer Stadtschreiber Heinrich Merenberg gefangen, und ließ ihn nur gegen die Zusage eines bedeutenden Lösegeldes frei. Bald darauf aber wurde der Konsul von einem anderen Fehder, Ritter Karl von Münsterberg, festgehalten, so daß er dem schwarzen Christoph die versprochene Summe nicht zahlen konnte, weil ihm Münsterberg das Geld abgenommen hatte. Da schwor Christoph, nachdem ihm zwei Termine, zu Palmarum und Jubilate, nicht waren gehalten worden, den Breslauer Abgesandten zu Glaz einen theuren Eid: er wolle das Geld dreifach von der Stadt Breslau eintreiben — und es ist ein Zeichen von der gefürchteten großen Macht des Raubritters, daß die Breslauer alles Mögliche anwendeten, um den Erzürnten zu versöhnen, und der Herzog von Münsterberg, ja selbst der Oberlandeshauptmann von Schlesien, Kasimir von Teschen zwischen Beiden vermittelten. Diese Furcht war nicht ohne Grund, denn unter den Gönnern, Freunden und Raubgenossen Christophs finden sich gar hohe Männer. Friedrich II., Herzog von Liegnitz, verband sich mit ihm, als er den Breslauern absagte, weil sie in dem auf seinem Gebiete gelegenen Dorfe Rauße einen Landesbeschädiger aufgegriffen hatten und führte mit Schwert und Feuer eine blutige Fehde, welche die Städter, troß der vom König zu Hilfe gesandten 200 ungarischen Husaren nicht mit Gewalt beenden konnten. Unter den Vorwürfen, welche die Stadt dem Herzog Bartholomäus von Münsterberg (dem Enkelsohn Podiebrads) machte, ist auch der: Daß er bei Executirung des Strafgeldes, welches die Breslauer wegen Aechtung des Christoph Rintfleisch zahlen mußten und welches der König dem Bartholomäus geschenkt, sich mit dem schwarzen Christoph verbündet habe. — Blutvergießen suchte er, beim Anblik wahrer Tapferkeit zu vermeiden, Feigheit erbitterte ihn, und mit besonderem Hasse verfolgte er die reichen Mönche und Kaufleute, während er die Gelehrten und fahrenden Schüler schützte, ja sie oft noch mit Geld beschenkte. Wahrscheinlich gaben sich, sobald diese seine Achtung vor den Gelehrten bekannt wurde, alle seine Gefangenen für Büchermänner aus, denn er glaubte es später nur denen, welche eine Feder schneiden und eine Zeile schreiben konnten, worauf er sie unbekränkt entließ. Auch war er mitleidig gegen Arme und Kranke. Dieselbe Hand, welche die Säckel der Aebte und Patricier leerte, füllte die Beutel der Nothleidenden. So trieb er sein seltsames, wildes Leben bis zum Jahre 1512, wo die Löwenberger, ganz besonders durch den Tod einiger ihrer Leute gereizt, einen eben so glücklichen als muthigen Angriff auf Alzenau machten und den Gefürchteten fingen. Von hier wurde er nach Liegniz gebracht, doch konnte Christoph vorzugsweise in der Hauptstadt seines Gönners Friedrich nicht an sein trauriges Schicksal glauben. Immer hoffte er noch auf die Befreiung durch seine Freunde, und erst als er am 14. April 1512, nachdem ihm das peinliche Gericht der Stadt den Proceß gemacht hatte, zur Gerichtsstätte ausgeführt wurde, da ergriff ihm die Gewißheit seines traurigen Looses. Bitter erregt, brach er in die sich

auf seine mächtigen Freunde beziehenden Worte aus: Ich habe euch zu viel getraut! Hätte ich an das gedacht, was David in seinem Psalter sagt: Verlasset Euch nicht auf Fürsten, sie sind Menschen sie können nicht helfen; so stünden meine Sachen besser. Ich hätte mich eines Andern versehen! — Noch machte er beim letzten Verhöre einen Versuch sich loszureden, indem er mit spitzfindiger Klugheit es geltend machte, daß er nie Geld mit Gewalt genommen und nur gegen die frommen Löwenberger, welche ihm den Sieg gar zu schwer gemacht hätten, mit des Schwertes Schärfe verfahren sei; da ihm dies aber nichts nützte, so ergab er sich in sein Schicksal und starb mit Muth und Standhaftigkeit, die ein jahrelanges Glück seinen Begünstigten sonst gewöhnlich bei harten Schicksalsschlägen zu nehmen pflegt. Er wurde in einem weißen Hemde mit einem seiner Knechte gehenkt. —

Wunderbare Erhaltung.

Kaum hatte die Englische Armee von der Hauptstadt Candy auf der Insel Ceylon den 17. Februar 1815 Besitz genommen, so fand sich ein Mann in candyscher Tracht, aber mit europäischen Gesichtszügen im Englischen Hauptquartier ein. Dieser Mann hieß Thomas Thoem und erzählte, er sei im Jahre 1803 mit der brittischen Armee nach Candy gezogen, und gehöre zu den 150 Kranken, die man im Spital gelassen hätte, als diese Hauptstadt den Feinden übergeben worden sei. Als seine Unglücksgefährten niedergemetzelt wurden, rissen ihm die Barbaren die Blasenpflaster ab, welche man ihm kurz vorher im Spital auf den Magen gelegt hatte, schlugen ihn mit einem Gewehrkolben zu Boden und ließen ihn für todt unter der Menge liegen. Er kam jedoch so weit zu sich, daß er in die nächste Rinne kriechen konnte. Als man ihn hier den Morgen darauf entdeckte, hing man ihn an einen Baum auf, in der festen Ueberzeugung seines Todes. Zum Glück riß der Strick; als man ihn von Neuem bemerkte, hing man ihn wieder auf die nämliche Art auf, aber der Strick riß noch einmal, wo er zu einer nicht entfernten Hütte zu kriechen suchte, und zehn Tage lang, von nichts als Gras, das an der Thür wuchs, lebte, und die Regentropfen trank, welche vom Dache herabfielen. Hierauf wurde er zufälliger Weise von einem alten Candyer entdeckt, der ihn starr ansah, und dann plötzlich verschwand; allein er kam bald darauf mit einer Schüssel voll Reis zurück, die er ihm hinsetzte und wieder fortging. Der König von Candy, der nie Mitleid gegen Menschenunglück gefühlt hatte, ward von der Erzählung betroffen, welche er von Thoems wunderbarer Rettung erhielt. Aberglaube statt Mitleid bemächtigte sich seines Geistes: er glaubte, Thoem würde nicht so oft erhalten worden sein, wenn er nicht ein besonderer Günstling des Himmels wäre. Er gab daher Befehl, einer der Obern solle für ihn sorgen, und derselbe solle jede Bequemlichkeit bekommen, die er verlangte. Der König, den jetzt die Engländer abgesetzt haben und als Gefangenen in Bengalen aufbewahren, räumte ihm ein Haus in der Candy ein, worin er bis zur Ankunft der brittischen Armee blieb. Er litt weiter keine üble Behandlung von dem eifersüchtigen Tirannen, aber die schrecklichen Barbareien, die er mit ansah, und die man sich durch die geringste Unvorsichtigkeit zuzog, erhielten ihn in steter Unruhe und Besorgniß. Eine Frau die man entdeckt hatte, daß sie dem Major Dovie bloß eine Nachricht zugebracht hatte, wurde zum Tode verurtheilt. Der einzige Trost, welcher dieser Unglückliche während der traurigen Gefangenschaft erhielt, bestand in dem Lesen eines abgerissenen Stücks von einer englischen Bibel, welches einige Kapitel aus dem Propheten Jeremias enthielt.

Rathgeber.

166. Versalzene Speisen wie denen das Zuviel zu entziehen.

Man spanne ein leinenes Tuch über den Topf in dem die versalzene Speise ist, und streue eine Hand voll Salz darauf, so zeigt der Erfolg, daß der übersalzenen Speise in kurzer Zeit das zu viele Salz entzogen ist. Auch hat der gewöhnliche Waschschwamm die Eigenschaft,

daß er, wenn man ihn einige Zeit in versalzene Speisen hängt, denselben das Salz entzieht. Daß er jedoch, selbst wenn der Schwamm neu ist, noch sehr sauber auszuwaschen sei, wird wohl jede reinliche Hauswirthin gern Sorge tragen.

166. Endivien den Winter über zu erhalten.

Will man Endivien den Winter über erhalten: so muß man dazu solche Stauden kaufen, die noch nicht zusammen gebunden und auch nicht abgeschnitten sind, und noch ihre Wurzeln haben. Man reihet sie sogleich an Schnuren und hängt sie auf einem luftigen Boden so auf, daß sie von den Sonnenstrahlen nicht getroffen werden. Treten starke Fröste ein, so schafft man die Endivien vom Boden mit ihren Schnuren in ein Gewölbe und hängt sie hier an die Decke. Zwar verwelken die äußern Blätter, aber die innern halten sich alle gut, weil sie hinlänglich ausgetrocknet sind. Ohne diese Austrocknung ist es unmöglich, die Fäulniß derselben zu hindern. Diese Behandlungsart der Endivien ist die leichteste, und hat also den Vorzug vor der, wenn man sie in Gewölben auf Erdbeeren oder sonst sehr mühsam zu erhalten sucht.

167. Chalotten ein Jahr lang aufzubewahren.

Die Chalotten werden zu der Zeit, wenn man sie aus der Erde nimmt, im Wasser gut abgewaschen und an einen luftigen Ort gelegt. Hier müssen sie einigemal gewendet werden, bis sie trocken sind. Dann bringt man sie auf eine von Weiden geflochtene Horde oder auch in ein Sieb, wenn man nicht gar viel Chalotten hat, und stellt dies über einen Ofen, oder an einen andern Ort, an dem Feuer gehalten wird. Auf dieser Stelle bleiben die Zwiebelchen so lange liegen, bis sie ganz dürre sind. Doch müssen sie diese Zeit über wenigstens einmal alle Tage gewendet werden, weil sie außerdem auf der Seite zu stark, auf der andern aber zu wenig trocknen würden. Sind sie dürre genug, und können also ohne Nachtheil auf einander liegen, so werden sie in ein Faß oder in ein anderes Geschirre gelegt, wo sie ein Jahr lang und noch länger gut aufbewahrt werden können, wenn sie nur hinlänglich getrocknet sind.

Breslauer Marktpreis am 4. December.

Preuß. Maaß.

	Höchster			Mittler			Niedrigst.		
	rtl.	sg.	pf.	rtl.	sg.	pf.	rtl.	sg.	pf.
Weitzen der Scheffel	1	20	—	1	16	3	1	12	6
Roggen = =	1	10	—	1	7	6	1	5	—
Gerste = =	1	6	—	1	5	—	1	4	—
Hafer = =	—	26	6	—	25	9	—	25	—

Redakteur: Fr. v. Lieres. Neue Gasse № 15. Gedruckt bei Kupfer, Schubrücke № 32.